

ro
ro
ro

Leseprobe aus:

Patrik Stäbler

Speisende soll man nicht aufhalten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Patrik Stäbler liebt Essen. Für die Lasagne seines Stammitalieners würde er die eigene Großmutter betrügen, Sushi-Lokale ziehen ihn magisch an, und sein Grünes Curry teilt er nicht mal mit den besten Freunden. Einen schwarzen Flecken gibt es jedoch auf Stäblers Speisekarte: ausgerechnet die Küche seines Heimatlandes. So sind ihm Saumagen, Labskaus und Eisbein so unbekannt wie Obelix ein Diätplan. Also begibt sich der Nimmersatt auf eine kulinarische Deutschlandtour: Per Anhalter reist er durch alle sechzehn Bundesländer, übernachtet bei Fremden und begibt sich auf die Suche nach traditionellen, landestypischen Gerichten. Sein Hunger führt Stäbler zu skurrilen Speisen wie Teichelmauke, Schnüsch und Dibelabbes – und zu ungewöhnlichen Menschen wie dem Mutzbratenkönig, einem Sternekoch mit Currywurstbude oder dem Stammmetzger von Helmut Kohl. «Speisende soll man nicht aufhalten» ist ein unterhaltsamer Reisebericht, der Appetit macht auf Deutschland und die deutsche Küche.

Patrik Stäbler, geboren 1980, hat in München und Detroit Kommunikationswissenschaften studiert. Nach einer Reise um die Welt und einem Volontariat in der Provinz kehrte er zurück in die provinziellste aller Weltstädte – nach München. Dort lebt Stäbler heute als Journalist und Autor.

PATRIK STÄBLER

**SPEISENDE
SOLL MAN NICHT
AUFHALTEN**

Eine Deutschlandreise über
den Tellerrand hinaus

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Juni 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Lektorat Barbara Imgrund

Karte Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

(Abbildung: © FinePic, München; Roland Rasemann)

Satz Minion PostScript, PageOne,

bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 62227 4



Inhalt

11

Vorwort:

Wenn einer eine Reise tut

15

BAYERN:

SCHWEINEREIEN MIT DON SCHÄUFELE

Rezept: Fränkisches Schäufele mit Kloß

35

THÜRINGEN:

IM REICH DES MUTZBRATENKÖNIGS

Rezept: Schmöllner Mutzbraten

55

SACHSEN:

EIN KOCH VEREHT DEN BREI

Rezept: Oberlausitzer Teichelmauke

71

BERLIN:

VERLIEBT IN DÖNER

Rezept: Dönerkebab

93

SACHSEN-ANHALT:

SCHLEMMEN, BIS DIE SCHWARTE KRACHT

Rezept: Bötel mit Lehm und Stroh

111

BRANDENBURG:

**WO SICH KNIEPERFUCHS UND HASE
GUTE NACHT SAGEN**

Rezept: Knieperkohl

127

MECKLENBURG-VORPOMMERN:
DIE QUAL MIT DEM WAL

Rezept: Stralsunder Fischtopf

145

SCHLESWIG-HOLSTEIN:
DIE UNENDLICHE SUCHE NACH DEM SCHNÜSCH

Rezept: Schnüscher

161

HAMBURG:
BUTTJES SAGENHAFTER SEEMANNSSCHMAUS

Rezept: Hamburger Labskaus

177

BREMEN:
WEIL'S DEM GRÜNKOHL WURST IST

Rezept: Grünkohl und Pinkel

191

NIEDERSACHSEN:
IM LAND DER SONDERBAREN OSTFRIESEN

Rezept: Mehlpütt mit Vanillesoße und
Rotweinbirnen

211

NORDRHEIN-WESTFALEN:
ZUM LEICHENSCHMAUS GIBT'S SAUERBRATEN

Rezept: Currywurst

229

RHEINLAND-PFALZ:
SAUMAGEN MACHT DEN KOHL NICHT FETT

Rezept: Pfälzer Saumagen

245

SAARLAND:

WENN SCHWENKER SCHWENKER SCHWENKEN

Rezept: Dibbelabbes

263

HESSEN:

ÜBER SIEBEN KRÄUTER MUSST DU GEH'N

Rezept: Frankfurter Grüne Soße

277

BADEN-WÜRTTEMBERG:

IM LÄNDLE DER LEGENDEN

Rezept: Maultaschen

294

Nachwort: Warum ich dieses Buch
trotzdem geschrieben habe

297

Verzeichnis der Rezepte

298

Adressen

302

Danksagung

Vorwort: **Wenn einer eine Reise tut**

Wie soll ich meine Liebe zum Essen beschreiben, ohne unanständig zu klingen? Es fiele mir wohl genauso schwer, wie den angebissenen Riegel Nussnougatschokolade in den Kühlschrank zurückzulegen – für später. Will heißen: quasi unmöglich. Denn Essen ist für mich weit mehr als nur meine Lieblingsbeschäftigung und mein Lieblingsgesprächsthema. Unsere Nahrung in ihrer wunderbaren Vielfalt bereitet mir unvergleichlichen Genuss, wirkt mal anregend und mal beruhigend auf mich, gibt mir Energie, spendet Trost, ist Quell höchster Glücksgefühle – und das Tag für Tag aufs Neue, Mahlzeit für Mahlzeit.

Wann ich mich ins Essen verliebt habe? Und warum? Auf beides kann ich keine erschöpfende Antwort geben. Und doch lässt unsere Beziehung auch nach all den Jahren Romeo und Julia so aussehen wie einen lieblosen Urlaubsflirt. Ich plane ganze Urlaubsrouten entlang von landestypischen Gerichten, streife stundenlang durch Supermärkte, studiere Speisekarten, als wären es Liebesbriefe, und sehne bereits beim letzten Bissen die nächste Mahlzeit herbei. Dabei gilt meine Zuneigung keineswegs nur dem geträufelten Fasan auf Trauben-Wacholder-Jus – im Gegenteil: Auch ein Teller Bratkartoffeln verschafft mir innigste Glücksgefühle, ein Butterbrot mit Schnittlauch ist mir lieber als jedes Kaviarhäppchen, und über das Geheimnis perfekter Spaghetti Bolognese kann ich ausdauernder philosophieren als über die Frage nach dem besten Edelitaliener der Stadt.

Angesichts von so viel Passion fürs Essen mag eines verwundern: Ausgerechnet die Küche meines Heimatlandes ist mir bislang ungefähr so unbekannt geblieben wie dem gemeinen Nordkoreaner ein McDonald's-Restaurant. So kuche ich zwar aus dem

EffeFF ein Grünes Curry – doch bei Grüner Soße scheitert es bereits an den Zutaten. Sushi und Lasagne sind feste Größen auf meinem Speisezettel – Saumagen und Labskaus hingegen kenne ich nur vom Hörensagen. Und Dibbelabbes hielt ich bis vor kurzem ebenso für eine Krankheit wie Teichelmauke.

Und damit bin ich nicht allein: Immer weniger Menschen, vor allem jüngere, können mit den Rezepten ihrer Großeltern noch etwas anfangen. Statt Eisbein mit Sauerkraut kochen sie am Samstagabend eine Asiapfanne mit Reis; den schnellen Hunger stillt nicht der Gaisburger Marsch, sondern ein Gyros im Pitabrot; und als süßen Nachschlag gibt's Baklava vom Türken – und nicht etwa Mehlpütt mit Vanillesoße.

Nun bin ich beileibe kein Fortschrittsfeind und obendrein ein feuriger Verehrer von Pasta, Paella, Pekingente und Co. Dennoch fände ich es jammerschade, wenn die regionale, deutsche Küche irgendwann ganz in Vergessenheit geraten würde. Wenn man selbst im hintersten Dorf des Bayerischen Waldes einen Dönerkebab bekäme – aber keinen Schweinebraten mit Knödeln mehr. Wenn auch der letzte Pfälzer Metzger den Saumagen aus seinem Sortiment nähme, um mehr Platz für die argentinische Rinderlende zu schaffen. Sollte es wirklich einmal so weit kommen, dann will ich zuvor wenigstens all die traditionellen Gerichte probiert haben, sodass ich in grauer Zukunft mit knarziger Opa-stimme meinen Enkeln von damals erzählen kann, als wir noch so groteske Gerichte zu uns nahmen wie den gefüllten Magen eines Schweins oder einen rötlichen Fleischbrei namens Labskaus.

Mit diesem Ziel – und natürlich voller Neugier auf neue Gerichte und neue Geschmäcker – begebe ich mich auf eine Reise, die über Jahre hinweg in meinem Kopf gereift ist: eine Tour durch alle 16 Bundesländer, drei Monate lang, auf den Spuren der deutschen Hausmannskost. Mein Ziel: In jedem Bundesland will ich zumindest ein regionales Gericht aufspüren – und einen

Menschen, den eine besondere Liebe mit diesem Gericht verbindet.

Auf der Suche nach geeigneten Speisen habe ich im Vorfeld Kochbücher, Zeitschriften und Essensblogs gewälzt. Mal kam ein besonders schmackhaftes Gericht wie Käsespätzle auf meine Liste, mal ein besonders mysteriöses wie Schnüsch, mal ein besonders landestypisches wie der Pfälzer Saumagen und mal eines mit einem besonders klingenden Namen wie Dibbelabbes. Oder vereinfacht gesagt: Meine Auswahl ist rein subjektiv und allein meinen Geschmacksknospen geschuldet.

Zudem soll mein Speiseplan keinesfalls in Stein gemeißelt sein: Unterwegs will ich mit den Menschen vor Ort ins Gespräch kommen – nicht nur, aber vor allem übers Essen. Ich möchte herausfinden, ob die Schwaben wirklich süchtig nach Spätzle sind, ob es im Ruhrpott eine diskutable Imbissalternative zur Currywurst gibt und ob die Hamburger Aalsuppe mehr ist als nur Touristennepp. Und natürlich: ob wir Deutsche unser Essen wirklich so wenig wertschätzen, wie es immer heißt, und ob Nahrung für uns nur reichlich und günstig sein muss und mehr nicht. Kurzum: Ich will auf meiner Reise ergründen, wie Deutschland wirklich isst. Deshalb habe ich mich für meine kulinarische Tour gegen Hotel und Auto entschieden. Stattdessen will ich ausschließlich per Anhalter reisen, auch wenn sich meine Erfahrungen im Trampen bislang auf eine zehnminütige Heimfahrt nach einer Party beschränken – im Alter von sechzehn Jahren. Ebenfalls Neuland für mich stellt das Reisen mit Couchsurfing dar: Über die Internetseite www.couchsurfing.org will ich Menschen finden, die mich während meiner Tour beherbergen – kostenlos und aus freien Stücken.

Zugegeben: Ich freue mich nicht nur auf neue kulinarische, sondern auch auf kulturelle Eindrücke. Schließlich sind mir weite Teile meines Heimatlandes ebenso unbekannt wie die deutsche

Küche. So war ich zwar auf allen fünf Kontinenten, aber nicht mal in jedem dritten Bundesland. Auf Reisen habe ich Franzosen und Koreaner von Deutschland schwärmen hören – und konnte selbst nur ein paar Sätze über meine Heimatstadt München, über Berlin oder Hamburg beisteuern. Genauso, wie erstaunlich viele Erwachsene nur eine Handvoll Episoden aus dem Leben ihrer Eltern kennen, obgleich diese sie geprägt haben wie niemand sonst – genauso unzulänglich ist also mein Wissen über Deutschland und die Deutschen.

Doch bei aller Vorfreude auf die Backsteinkirchen an der Ostsee und die Idylle im Moseltal, bei aller Neugier auf die anstehenden Gespräche im Auto und auf der Wohnzimmercouch und bei aller Liebe zum Reisen: In erster Linie soll es mir bei diesem Abenteuer doch um eines gehen – ums Essen. In diesem Sinne: Guten Appetit!



DIES IST ALSO DIE ERSTE MAHLZEIT MEINER KULINARISCHEN DEUTSCHLANDREISE – der Gedanke trifft mich so jäh, dass mir das Brezelstück im Hals stecken bleibt. Obwohl: Brezel ist eigentlich das falsche Wort für jenes bleiche, gummiartige Etwas, das mir die Verkäuferin dieser Erlanger Backstube vor einigen Minuten über den Tresen gereicht hat. Hastig greife ich zur Kaffeetasse, um die Brösel im Rachen hinunterzuspülen – und nebenbei etwas Geschmack in den Teigklumpen zu bringen. Doch auch hier Fehlanzeige: Diese bräunliche Brühe hat mit Kaffee ungefähr so viel zu tun wie Helmut Kohl mit Weight Watchers.

Dies ist also die erste Mahlzeit meiner kulinarischen Deutschlandreise – einer Reise, auf der ich doch eigentlich den Köstlichkeiten meines Heimatlandes nachspüren will? Auf der mein Gaumen täglich aufs Neue verwöhnt werden soll? Und jetzt das zum Start: eine labbrige Möchtegernbrezel und ein dünner Kaffee ohne Geschmack!

Ernüchtert würgt ich das letzte Stück hinunter und blicke mich um. Zwei Männer sitzen an Plastiktischen, kauen lustlos auf undefinierbaren Backwaren und schlürfen Kaffee. Auf der einen Seite des Raums gibt die Glasfront den Blick auf die langen Regale eines Discounters frei, in dessen Vorraum sich die Bäckerei befindet. Auf der anderen Seite blicke ich auf einen Parkplatz, hinter dem sich das trostlose Industriegebiet von Erlangen erstreckt. Immerhin: Ich bin nicht mehr in München, wo ich heute Morgen meinen Rucksack geschultert habe – ohne Frühstück im Bauch. Was ich jetzt zutiefst bereue.

Aber beginnen wir noch einmal ganz von vorn, am Anfang. Heute Morgen. Da die Vorfreude auf meine Reise so groß ist,

ziehe ich bereits um acht Uhr früh die Haustür hinter mir zu und stapfe in Richtung U-Bahn-Station. Von dort soll es in den Münchner Norden gehen, an die Auffahrt zur Autobahn 9 nach Nürnberg, dem ersten Etappenziel meiner Reise. Doch zuerst muss ich die Fahrt mit der U-Bahn hinter mich bringen, was an einem Donnerstagmorgen bedeutet: Gedränge in den Abteilen, hängende Köpfe, leere Gesichter, geballter Arbeitsfrust – und neidische Blicke auf mein Strahlen und den 15-Kilo-Rucksack, die beide eines verheißen: Urlaub!

Aber schon eine Stunde später hängen meine Mundwinkel tiefer als die der U-Bahn-Pendler; eine weitere Stunde später regt sich leise Panik in mir. Handgezählte 74 VW, 23 Audi, 34 Mercedes und – wir sind schließlich in Bayern – 64 BMW sowie rund 175 weitere Fahrzeuge sind an meinem ausgestreckten Daumen vorbeigedonnert. Enttäuscht starre ich durch den trüben Nieselregen auf die Straße; die Temperatur ist ähnlich frostig wie meine Stimmung, die anfängliche Anhaltereuphorie ist längst verflogen.

Bisher hat nur ein älterer Mann seinen weißen Lieferwagen neben meinem Rucksack zum Stehen gebracht. Voller Zuversicht eile ich ans Beifahrerfenster – und muss erst einmal warten, bis sich ein Gesicht im Zigarettenqualm abzeichnet.

Er: «Ich fahr'n bisschen auf der Autobahn. Soll ich dich mitnehmen?»

Ich: «Was heißt denn ‹ein bisschen?›»

Er: «Na, ein bisschen halt – aber nicht lange.»

Im weiteren Verlauf dieses tiefschürfenden Dialogs stellt sich heraus: Der Mann fährt nur bis zur übernächsten Ausfahrt. Ich lehne dankend ab – auch weil ich so früh am Morgen nicht gemacht bin für eine Überdosis Passivrauch. Zumindest nicht auf nüchternem Magen.

Und so warte ich nach zweieinhalb Stunden immer noch an der Autobahnauffahrt und verfluche mein Vorhaben, ausschließ-

lich per Anhalter zu reisen. «So willst du Land und Leute kennenlernen?», murmle ich wütend. In schwachen Momenten neige ich zu Selbstgesprächen. «Das war ja eine prima Idee. Denn Leute wirst du reichlich sehen, wenn du heute Abend in die U-Bahn steigst und wieder nach Hause fährst. Per Anhalter nach Nürnberg? Wer zum Henker reist heute noch per Anhalter?»

Gerade als meine Selbstanklagen unter die Gürtellinie zu gehen drohen, hält ein winziger roter Ford auf dem Standstreifen. Ich lasse den Rucksack stehen und haste zum Wagen, während ein pechschwarzer Haarschopf hinter der Beifahrertür auftaucht. Ein junger Mann steigt aus, blickt mich lachend an und fragt in brüchigem Deutsch: «Herr Langen?»

«Nein, Herr Stäbler, du Witzbold», will ich antworten, verkneife es mir aber – zeitgleich fällt der Groschen. «Nach Erlangen! Ja, das wäre genial, denn ich muss nach Nürnberg. Und das ist ja gleich um die Ecke von Erlangen», sprudelt es aus mir heraus.

Der Blick ins Autoinnere lässt meine aus dem Koma erwachte Zuversicht jedoch wieder schwinden: Auf der Rückbank stapeln sich Koffer, Kisten und Kartons bis unters Wagendach. Und hier soll ich Platz finden? Von meinem Rucksack gar nicht zu reden.

«Da kriegen wir dich schon rein», sagt eine fremde Stimme.

Ich drehe mich um und blicke den Fahrer an, der inzwischen ebenfalls ausgestiegen ist: Er ist etwa zwei Köpfe kleiner und zehn Jahre älter als ich, rasiert Schädel, dunkler Rauschebart, wache Teddybäraugen. Er trägt ein langes muslimisches Gewand. Stauend verfolge ich, wie Yusuf¹ – so heißt der Fahrer – Koffer aus-, ein- und umräumt, sodass nach und nach Platz auf der Rückbank frei wird.

Ich steige ein und quetsche den Rucksack zwischen die Knie. Mein festes Vorhaben, vor jeder Anhalterfahrt eine Kurznachricht

1 Alle Namen von Fahrern sowie Couchsurfern wurden geändert.

mit dem Kennzeichen an eine Freundin zu schicken? In all der Aufregung vergessen. Yusuf dreht den Schlüssel um, der Motor springt an. Jetzt kann meine Reise losgehen: Adieu, Alltag – bonjour, Abenteuer!

«Aha, du nimmst also eine Art Auszeit», sagt Yusuf. Wir sind inzwischen längst auf der Autobahn; ich habe den beiden von meinen kulinarischen Reiseplänen erzählt. «Etwas Ähnliches rate ich auch Munir», fährt Yusuf fort und nickt in Richtung Beifahrersitz zu seinem Freund. «Ich sage ihm immer: Geh für drei oder vier Monate in die Moschee nach Pakistan – so wie ich es damals gemacht habe. Dort kannst du dich intensiv mit deiner Religion beschäftigen und lernen, was im Leben wirklich wichtig ist.»

Ich würde an dieser Stelle gern etwas anderes schreiben, aber prompt beginnt es in meinem Kopf zu rattern: Moslems, Moschee, Koranschule, Pakistan, Ausbildungslager, Al Kaida, Terror ... Im Rückspiegel blickt mich Yusuf an: «Nicht, was du denkst», sagt er und grinst. Wie bei einer berstenden Scheibe breiten sich rund um seine Augen viele kleine Lachfalten aus. Doch schon im nächsten Moment wird Yusuf wieder ernst: «Wir sind keine Islamisten, sondern Pazifisten! Jeder Mensch soll so leben dürfen, wie er es will – solange er den anderen nichts tut.»

Beschämt ob meiner Vorurteile, lausche ich Yusuf, der von seinem Leben erzählt. Wie er in den achtziger Jahren aus Pakistan nach Deutschland kam, in Saarbrücken Informatik studierte und an den Wochenenden zum Vater nach Idar-Oberstein trampete. «Damals war ich es, der am Straßenrand gewartet hat. Und deshalb nehme ich heute Anhalter fast immer mit.» Zwei Stunden lang unterhalte ich mich mit Yusuf über Gott und die Welt – und das im Wortsinn. Zum Abschied gibt er mir einen Rat mit auf den Weg, an den ich in den kommenden Wochen immer wieder denken werde: «Ein kluger Mann hat mir einmal gesagt: Wenn du

fremden Menschen mit Liebe im Herzen begegnest, dann wirst du auch Liebe zurückbekommen. Trägst du aber Hass im Herzen, erntest du Hass.»

In Erlangen verabschiede ich mich von Yusuf und Munir – doch unsere Begegnung schwirrt noch durch meinen Kopf, als ich gedankenverloren die erstbeste Bäckerei ansteuere. Immerhin ist es bereits Mittag, und ich habe heute noch nichts zwischen die Zähne bekommen. Ohne darüber nachzudenken, bestelle ich.

Eine Gummibrezel, einen Wasserkaffee und eine ernüchternde Geschmackserfahrung später stehe ich wieder auf dem Parkplatz und entdecke auf der anderen Straßenseite eine Bushaltestelle. Ob ich die letzten 15 Kilometer nach Nürnberg mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurücklegen soll? Doch nur kurz spiele ich mit diesem Gedanken, schließlich war mein erstes Anhaltererlebnis so durchweg erfreulich, dass ich erneut mein Glück versuchen will. Nach einigen hundert Metern Fußweg stehe ich an der Schnellstraße nach Nürnberg – und zwar direkt an der Auffahrt, weil weit und breit keine Einbuchtung zu sehen ist. Ob hier je ein Auto anhalten wird?

Ich habe die Frage kaum zu Ende gedacht, da stoppt ein rosiger, brauner Opel neben meinem Daumen. Ich öffne die Beifahrertür, blicke hinein und werde von einem älteren Herrn angeherrscht: «Nun steigen Sie schon ein!»

Völlig perplex bringe ich nur ein leises «Nach Nürnberg?» heraus.

Leicht genervt blickt mich der Mann an und grummelt: «Ja, ja. Nun steigen Sie endlich ins Auto!»

Erst im Wagen komme ich dazu, meinen Fahrer näher zu betrachten. Herr Bachmüller – er hat sich sofort vorgestellt – dürfte jenseits der 70 sein, hat weiße Haare, Augenbrauen wie Schuhbürsten und ein zerfurchtes Gesicht. In seiner ausgebeulten Cordhose, dem Karohemd und der beigen Rentnerjacke kauert er hin-

ter dem Lenkrad und schimpft: «Ja, pass halt auf, du Saukrüppel, du damischer!»

Ich fahre erschrocken zusammen – doch seine Worte gelten einem anderen Autofahrer. Der überholt uns gerade auf der Nebenspur, blickt hinüber und klopft seinen Zeigefinger an die Schläfe. Nicht ganz zu Unrecht, denn unser Opel hat ihn zuvor unsanft ausgebremst. «Was willst du denn, du Depp?», wütet Herr Bachmüller. Er interpretiert die Sache offenbar ein wenig anders. «Komm halt her, wenn du was brauchst!»

Ungleich wortkarger als im interautomobilen Dialog gibt sich Herr Bachmüller im Gespräch mit mir. Auf meine Fragen erhalte ich so kurze Antworten, als müsste er für jedes Wort bezahlen. Dennoch erzähle ich munter drauflos, von meiner Reise, von meinem ersten Ziel Nürnberg und vom fränkischen Schäufele, das ich dort zu speisen gedenke.

«Sie müssen Bratwürste essen!» Das ist sein einziger Kommentar – und er wirft ihn mir vor die Füße wie einem Löwen ein Stück Fleisch.

Also hake ich nach: Wo es in Nürnberg gute Bratwürste gebe?

«Weiß ich nicht», antwortet er unwirsch. «Ich bin erst vor einem Dreivierteljahr wieder nach Nürnberg gezogen. Mit meiner Frau. Die ist jetzt tot.»

Unser stockendes Gespräch kommt vollends zum Erliegen. Erst in Nürnberg würgt Herr Bachmüller wieder einen verbalen Fleischbrocken hoch: «Wo wollen Sie genau hin?»

Zaghaft sage ich etwas von Zentrum und Bahnhof – keine Reaktion. Und so kurven wir durch die Innenstadt, wobei Herr Bachmüller noch den einen oder anderen Nebenfahrer wüst beschimpft. Schließlich zirkelt er seinen Wagen in eine Parklücke.

«Sie kommen jetzt mit mir», fordert er mich auf. Es ist keine Bitte, sondern ein Befehl. «Wir gehen Bratwürste essen!»

Das Nein liegt mir schon auf der Zunge. Doch dann erinnere

ich mich an meinen Vorsatz für diese Reise: das Wort Nein so spärlich wie möglich zu gebrauchen. Und was soll schon passieren? Also steige ich aus, schwinge meinen Rucksack auf den Rücken und trotte schweigend neben Herrn Bachmüller her, der sichtlich Mühe mit dem Laufen hat. Dennoch hinkt er ohne Pause weiter; nur einmal bleibt er kurz stehen, mustert die Speisekarte eines italienisches Restaurants und murrt: «Hier sind jetzt überall Jugoslawen, Polen und Russen. Da findest du keine ordentliche Wirtschaft mehr.»

Ohne eine Antwort abzuwarten, dreht er sich um und steuert auf ein großes Steinhaus am Nürnberger Rathausplatz zu: das Bratwursthäusle. «Hier gibt's die besten Bratwürste in Nürnberg», brummt er beim Betreten der Gaststätte. Hat er zuvor nicht gesagt, er könne mir keine Wursttipps geben?

Drinnen werden wir vom Kellner herzlich begrüßt, doch das scheint Herrn Bachmüller ebenso wenig zu behagen wie italienische Lokale. «Für zwei!», faucht er den jungen Mann an. Offenbar entstammt mein Kompagnon einer Zeit, in der Höflichkeit gegenüber Jüngeren nicht gerade en vogue war. Doch der Kellner lässt sich nichts anmerken und führt uns zu einem Tisch direkt neben dem offenen Buchenholzgrill, wo lange Reihen von Rostbratwürsten über den Flammen brutzeln.

«Sie essen Bratwürste. Ich lade Sie ein.» Zwei weitere Schüsse aus der Bachmüller'schen Hauptsatzpistole.

Ich will mich wortreich bedanken, doch kaum haben wir unsere Bestellung aufgegeben, steht Herr Bachmüller schon wieder auf.

«Rauchen», bellt er und schlurft in Richtung Ausgang.

Erst jetzt komme ich dazu, meine Umgebung zu begutachten. In der Mitte des Raumes thront der mächtige Grill, an dem drei Männer im Akkord Würste wenden. An den Holztischen darum herum sitzen überwiegend Touristen aus aller Welt und fotogra-

fieren abwechselnd die Grillmeister, sich selbst und die Würste, die auf klappernden Zinttellern serviert werden. Eine Kellnerin schlängelt sich durch den Grilldunst und um eine Gruppe Asiaten, die auf ihre «Würste im Weckla» zum Mitnehmen warten. Immerhin: Am Nebentisch höre ich eine tieffränkische Stimme über den «Glubb» zetern, wie Nürnbergs Fußballverein hier genannt wird. Es verkehren also auch Einheimische im Bratwursthäusle.

Zeitgleich mit dem Essen taucht Herr Bachmüller wieder am Tisch auf. Schweigend kauen wir unsere Würste – er mit Kartofelsalat und Meerrettich, ich mit Krautsalat und Senf. Dazu gibt's Bier von der Nürnberger Tucher-Brauerei. Die mittelfingerlangen Bratwürste schmecken herrlich würzig, das Buchenholzaroma zerfließt förmlich auf der Zunge. Dies hätte die erste Mahlzeit meiner Reise sein sollen, denke ich wehmütig und will Herrn Bachmüller von meinem Brezelreinfall erzählen.

Doch gerade als ich ansetze, tönt mir ein schneidiges «Rauhen!» entgegen – und mein Gegenüber lässt mich erneut allein sitzen. Unweigerlich muss ich grinsen: Irgendwie habe ich diesen alten Kauz ins Herz geschlossen. Und auch wenn er es nicht zeigt, könnte es ihm ja ähnlich gehen. Na ja, vielleicht.

Als hätte er meine Gedanken erraten, bietet Herr Bachmüller, kaum an den Tisch zurückgekehrt, eine letzte Kostprobe seines Charmes dar. Wortlos hält er dem Kellner die Kreditkarte hin, worauf dieser höflich entgegnet, dass man damit im Bratwursthäusle nicht bezahlen könne.

«Keine Kreditkarte?», schnaubt Herr Bachmüller und blickt den hilflosen Mann an, als hätte dieser unflätigst seine Mutter beleidigt. «Eine Frechheit ist das! Richten Sie das gefälligst Ihrem Chef aus. Unmöglich!» Leise fluchend kramt er einen Zwanziger aus dem Portemonnaie und bezahlt – ohne einen Cent Trinkgeld.

Kurz darauf stehen wir auf der Terrasse vor dem Gasthaus.

Herr Bachmüller hat sich ein zweites Bier geholt, eine dritte Zigarette gezückt und will offenbar noch länger bleiben. Mit geschultertem Rucksack stehe ich ihm gegenüber und bedanke mich erneut für die Einladung.

Ohne eine Antwort mustert er mich von oben bis unten und sagt – natürlich im Befehlston: «Sie sind jetzt entlassen.»

Irritiert trotte ich davon, bleibe nach 30 Metern noch einmal stehen und blicke zu Herrn Bachmüller zurück. Zaghaft hebe ich die Hand, winke zum Abschied – und genau in diesem Moment huscht ein Lächeln über sein Gesicht.

Oder zumindest bilde ich mir das aus der Ferne ein.

«Patrik? Komm hoch!», knarzt Markus' Stimme aus der Gegen sprechanlage.

Ich stehe vor einem Mietshaus im Zentrum von Nürnberg; hier werde ich meine erste Nacht auf Reisen verbringen – bei Markus, den ich noch nie im Leben getroffen habe. Nach meinen Erlebnissen mit Yusuf und Herrn Bachmüller erwarte ich einen glatzköpfigen, von Zeh bis Stirn tätowierten Rockmusiker, der in seiner Freizeit mit bewusstseinserweiternden Drogen experimentiert. Mindestens.

Doch weit gefehlt: An der Haustür wartet ein gepflegter Mann Ende 20, groß, schlank, dunkle Haare, kräftiger Händedruck, eine Art fränkischer Tom Cruise – und nüchtern, soweit ich das erkennen kann. Mit zwei jungen Frauen lebt Markus in einer Studenten-WG und ist seit fünf Jahren Mitglied der Internetseite Couchsurfing, über die ich ihn kontaktiert habe. Ich selbst bin dort erst seit wenigen Tagen angemeldet. Zwar kannte ich das Netzwerk schon länger, doch es aktiv zu nutzen habe ich vor dieser Reise nie erwogen – auch weil ich, ehrlich gesagt, Bedenken wegen der Sicherheit hatte. Denn Couchsurfing basiert auf dem gegenseitigen Vertrauen der Mitglieder. Sie bieten anderen Nutzern auf

Reisen eine kostenlose Unterkunft bei sich zu Hause an – oft auf der Couch, daher der Name.

Noch am heimischen Rechner habe ich auf der Couchsurfing-Website nach Mitgliedern in Nürnberg gesucht – und bin auf Markus gestoßen. Sein Profil ist mir sofort sympathisch, sodass ich ihm eine Anfrage schicke und von meinen Reiseplänen berichte. Keine 24 Stunden später kommt die Zusage: «In puncto Übernachtung darfst du Gemütlichkeit, aber keinen Luxus erwarten», schreibt Markus. «Beklagt hat sich jedenfalls noch keine/r.»

«Aber ist es nicht gefährlich, fremde Menschen bei sich übernachten zu lassen?» Diese Frage stelle ich Markus, als wir kurz nach meinem Eintreffen in seiner Lieblingskneipe vor einem herrlich süffigen, fränkischen Landbier sitzen.

«Das fragen viele», antwortet er. «Doch ich habe nur positive Erfahrungen gemacht. Auf Reisen hat es mir die Möglichkeit gegeben, Orte nicht nur aus der Touristenperspektive zu erleben, sondern auch aus der Sicht von Einheimischen.» Später habe er dann angefangen, Couchsurfer bei sich aufzunehmen. «Dadurch habe ich tolle Menschen getroffen und fremde Länder besser kennengelernt», sagt Markus. Denn hinter «Couchsurfing» verbirgt sich eine internationale Organisation mit weltweit über fünf Millionen Mitgliedern, davon rund 500 000 in Deutschland.

Nach dem zweiten Landbier kehren wir zurück in Markus' WG-Zimmer. Dort klappt er die Couch aus: meinen Schlafplatz für die kommenden Nächte. Ich rolle meinen Schlafsack darauf aus, krieche hinein und werfe einen verstohlenen Blick in Richtung Bett, wo Markus bereits im Wegdämmern ist. So sympathisch ich meinen Couchsurfing-Gastgeber finde: Irgendwie ist mir dennoch mulmig, bei einem fremden Menschen im Zimmer zu nächtigen. Doch das Gefühl hält nicht lange an, denn schon bald schlafe ich tief, fest und traumlos – ermattet von den Erlebnissen meines ersten Reisetages.

Am nächsten Morgen verabschiedet sich Markus zeitig in die Unibibliothek – und drückt mir seinen Hausschlüssel in die Hand. «Bedien dich in der Küche, mach dir Kaffee, fühl dich wie zu Hause», ermuntert er mich. «Wir sehen uns heute Abend.»

Beschämt ob meines Misstrauens vom Vorabend murmle ich leise «Danke schön» und drehe mich noch einmal um. Mein Körper sinkt tief in die durchgelegene Couch. Markus hatte recht: Luxus ist anders, aber beschweren werde auch ich mich nicht.

Als ich das nächste Mal die Augen öffne, ist es bereits später Vormittag. Eilig packe ich meine Sachen und haste in die Innenstadt – schließlich will ich noch etwas von Nürnberg sehen, ehe das fränkische Schäufele auf mich wartet. Denn die 500 000-Einwohner-Stadt ist auf jeden Fall einen Besuch wert – und das auch außerhalb der Weihnachtszeit, wenn der weltbekannte Christkindlesmarkt die Touristenmassen anlockt.

Von der prächtigen Frauenkirche wandere ich über den Hauptmarkt dorthin, wo ich gestern von Herrn Bachmüller entlassen wurde. Halb erwarte ich, dass er immer noch dort steht, an seinem zigsten Bier nippt, eine Zigarette qualmt und den Kellner beleidigt. Doch vor dem Bratwursthäusle drängen sich nur Touristen, die dem liebsten Touristenhobby frönen: sich in albernen Posen gegenseitig zu fotografieren. Von Herrn Bachmüller keine Spur.

Widerstrebend entscheide ich mich gegen eine Pause mit «Drei im Weckla» und marschiere zur Kaiserburg. Oben angekommen bietet sich eine tolle Aussicht auf die Altstadt. Über den Ölberg laufe ich wieder hinunter ins Tal und biege zum Albrecht-Dürer-Haus ab. Der Maler ist in Nürnberg geboren und gestorben, weshalb die Stadt ihn mit einem Museum würdigt. Völlig zu Recht – doch je länger ich durch das Viertel flaniere, desto mehr beschleicht mich das Gefühl, dass die Verehrung womöglich einen Tick zu weit geht. So passiere ich auf dem Weg zum Museum das

Wirtshaus Zum Albrecht-Dürer-Haus, ein Albrecht-Dürer-Hotel, die Albrecht-Dürer-Töpferei und die Albrecht-Dürer-Klause, wo selbstredend ein Albrecht-Dürer-Bier auf der Speisekarte steht. Gern würde ich berichten, wie dieser Künstlertrunk mundet. Allein der große Name war wohl nicht genug, denn die Klause ist mittlerweile geschlossen; wo früher Tische und Stühle standen, liegt heute Bauschutt.

Womöglich ist der Besitzer der Klause einem grandiosen Irrtum aufgesessen, denn nach wenigen Schritten auf der Albrecht-Dürer-Straße stoße ich im Albrecht-Dürer-Hof auf die Albrecht-Dürer-Weinhandlung. War der Maler also nicht dem Gersten-, sondern dem Rebensaft zugetan? Meine Verwirrung ist komplett, als ich ein paar Häuser weiter die Albrecht-Dürer-Stube entdecke, laut Aushang ein Bier-Wein-Restaurant. Dürer, ein hemmungsloser Schluckspecht?

Ich will den berühmten Maler nur noch hinter mir lassen – doch das ist leichter gedacht als getan. Kaum habe ich die Albrecht-Dürer-Straße verlassen und bin um zwei Ecken gebogen, da stehe ich auch schon auf dem Albrecht-Dürer-Platz, den eine überlebensgroße Albrecht-Dürer-Statue zierte. Mein Blick wandert vom Bronze-Dürer zum «Ärztehaus am Albrecht-Dürer-Platz» und weiter zur «Landeskirchlichen Gemeinschaft am Dürer». Nur ein kleiner Blumenladen hat es mit dem Namen «Blumenfee» versucht – offenbar ohne Erfolg, denn das Geschäft steht leer. Ich bin zwar erst seit einem Tag in der Stadt, würde aber jede Wette eingehen: An dieser Stelle eröffnet bald ein Albrecht-Dürer-Blumenladen. Mit Albrecht-Dürer-Muttertagsstrauß zu 8,99 Euro.

Mit diesen Gedanken sage ich Albrecht Dürer Lebewohl und wende mich den wirklich wichtigen Dingen zu – dem Essen. Schließlich bin ich in Nürnberg, um einem Traditionsgesicht nachzuspüren. Und wo ginge das besser als bei den «Freunden

des Fränkischen Schäufele», einem Verein, auf dessen Website ich bei meiner Recherche gestoßen bin. Das Hauptquartier der rund 40 Fleischliebhaber ist die – kein Tippfehler – Schäufelewirtschaft in der Schweiggerstraße. Ein Reihenhaus neben einem Sportladen und eher unscheinbar, hing da nicht ein Wimpel an der Fassade. Darauf ein grinsendes, geflecktes Schwein und die Worte: «Sau, Sau, hurra!»

Der rustikale Touch setzt sich im Innern der Wirtschaft fort: Auf den Holztischen stehen Reservierungstafeln in Schweineform, der Gläserschrank wird von einem lächelnden Keramikschwein bewacht, auf der umlaufenden Eckbank liegen Schweine-Sitzkissen, und auf dem wuchtigen Steintresen thront ein Vereinswimpel, den ein grinsendes Ferkel zierte. Das alles registriere ich jedoch nur am Rande, denn mein Blick gefesselt von drei Bildern, die im offenen Teil der Stube an der Wand hängen.

Nein, falsch geraten, sie entstammen nicht einer späten Schafensphase Albrecht Dürers, vielmehr sind es fenstergroße Fotos von – Schweinen. Quicklebendigen Schweinen, die glücklich in die Kamera äugen oder sich im Matsch suhlen. Ihr knopfäßiger Blick ruht auf Menschen, die gerade ihre Artgenossen verzehren – gebraten mit Kartoffelkloß.

«Hier vor den Bildern saß einmal eine Familie mit Kindern», erzählt mir Holger Meesmann nach der Begrüßung. Der Chef der Schäufelefreunde ist im Hauptberuf Architekt, betreibt sein Büro über der Wirtschaft und hat sich in der Mittagspause Zeit für mich genommen. «Die Tochter hat die Schweinefotos gesehen, danach auf ihren Teller geschaut und zu ihrer Mutter gesagt: Das esse ich nicht», fährt Meesmann fort. «Da hat die Mutter sie einfach auf die andere Seite des Tisches gesetzt, mit dem Rücken zu den Bildern. Dann war Ruhe – und das Kind hat sein Schäufele brav aufgegessen.»

Mein Blick wandert von dem Schweinefoto zurück zu Mees-